

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Die Geschwister.

Roman von Jeanne Mairet.

(Fortsetzung.)

Es war wohl auch einfache Geschäftssache, sich jener Papiere zu bemächtigen, deren Bedeutung und Tragweite ich nicht verstand, um sich aus denselben ein Vermögen zu erwerben — ich täusche mich nicht; aus dem von meinem Vater halb entdeckten Farbengeheimnis, welches Sie vielleicht in der einen oder in der anderen Kleinigkeit etwas vervollkommnet haben, wollten Sie Kapital schlagen; das Vermögen, welches von Gott und rechtswegen uns gehört, meinem Bruder und mir, fällt in Ihre Tasche zurück. Sie sind ein Dieb, Perdriel, ein ganz gewöhnlicher Dieb!"

„Beweisen Sie das doch vor Gericht, man wird Sie hübsch aufnehmen! Welches Unrecht habe ich im Grunde genommen denn begangen? Anstatt ein Geheimnis in Verlust geraten zu lassen, um welches sich lange Zeit niemand mehr bekümmerte, habe ich dasselbe nutzbringend verwertet. Alle Welt wird Ihnen sagen, daß ich in meinem vollständigen Rechte gewesen bin."

„Sie wissen, daß ich waffenlos vor Ihnen stehe; Sie haben mich ja geplündert, ohne die Folgen dieser Plünderung zu befürchten; die Behörden können Ihnen freilich nichts anhaben, was Ihnen aber keine Ruhe lassen wird, das ist die Furcht vor meiner Verachtung. Die Worte: „Sie sind ein Dieb!" werden Ihnen unaufhörlich im Ohr klingen."

Sie wendete sich hastig ab, und trotz der scheinbaren Kühnheit seines ganzen Auftretens fühlte sich Perdriel aufs Peinlichste berührt; die Reue, welche schon zuweilen an seinem Innern genagt, drohte unendliche Dimensionen anzunehmen, und beinahe schüchtern rief er das junge Mädchen zurück.

„Fräulein, bitte, Fräulein, hören Sie doch! Vielleicht würden Sie Mittel und Wege finden können, zu einer Verständigung zu gelangen!"

„Wollen Sie ein Schriftstück unterzeichnen, durch welches Sie bekennen, daß Sie mir und meinem Bruder die Hälfte der Reinerträgnisse der Fabrik abtreten?"

„Sie scherzen wohl?" rief Perdriel außer sich.

„Ganz und gar nicht!" meinte Luise, ihm unverwandt in die Augen blickend. „Sehe ich wohl danach aus, als ob ich zum Scherzen aufgelegt wäre?"

„Wenn ich Ihnen eine einträgliche Stellung anbieten würde — ich weiß, daß Sie Arbeit suchen, und zwar vergeblich — wenn ich zum Beispiel alle meine Bücher von Ihnen führen lassen würde, wie zur Zeit, da dieselben noch Ihr Eigentum waren — Sie sind geschickt, und Sie sehen mich geneigt, Sie gut zu bezahlen."

Luise fand kein Wort der Erwiderung, sie sah Perdriel mit so niederschmetternder Verachtung an, daß er erblaßte, dann entfernte sie sich langsam.

Und doch hatte Luise in die eintönige Monotonie ihres täglichen Daseins ein Lebensinteresse einzuführen verstanden.

Als sie in dem Augenblicke, in welchem sie Paris verlassen, Durieu, den Beschützer der ersten litterarischen Versuche ihres Bruders, gebeten, sie von seinem Thun und Treiben zeitweise zu benachrichtigen, ihr mitzuteilen, wenn eines Tages der Triumphator besiegt sein werde und des Trostes bedürfe, hatte sie diese Bitte in der naiven Aufrichtigkeit ihres Herzens gestellt. Auf Camillo selbst konnte sie nicht zählen, denn er würde nicht die Zeit finden, mehr als höchstens ein kurzes Billet zu schreiben, durch das nicht nur sein Seelenzustand sich nicht offenbarte, sondern aus welchem sie auch sehr wenig von seinem äußeren Leben erfuhr; was aber er nicht sagte, das konnte ein anderer für ihn thun, und sie fand es ganz natürlich, daß Durieu dieser andere sei. Sie glaubte, er wäre Camillo ganz besonders zugethan; wer hätte auch im stande sein sollen, dem Zauber dieses Halbgottes zu widerstehen? Alles, was sie verlangte, waren ja doch nur zwei oder drei Mitteilungen im Laufe des Jahres, ein paar beruhigende Zeilen, daß er sich wohl befinde, daß sein Ruhm in steter Steigerung begriffen sei, daß seine Frau ihn anbete — — dies würde dem armen Mädchen genügt haben, welches in dem Glück der Ihren Freude für sich selbst gefunden.

Anfangs war die Korrespondenz allerdings nur aus dem Beweggrunde, Kunde von Camillo zu geben und Kunde von ihm zu erhalten, durchgeführt worden; die Briefe Durieus, welche zumeist ebenso kurz als ehrerbietig waren, teilten Einzelnheiten mit, welche die in tiefer Abgeschiedenheit lebende Luise interessieren konnten; nach und nach gewöhnte er sich auch an, Artikel auszuschneiden, in denen von Devrilliers die Rede war. Ohne daß er sich dessen selbst recht bewußt wurde, nahm sich der Journalist seine Aufgabe zu Herzen; die Ueberzeugung, daß er so einige Abwechslung in dieses, wie er nur zu wohl erriet, äußerst traurige Leben bringe, das nach aller menschlichen Voraussicht immer einsamer und trauriger werden mußte, veranlaßte ihn zu überlegen und sich selbst die Frage zu stellen, worin er Luisen wohl ge-



Professor Dr. Röntgen. (Mit Text.)

fallen könne. — Ach, wenn das Schicksal ihm eine solche Schwester, eine solche Vertraute gegeben haben würde, er hätte sie nimmer vernachlässigt, wie Camillo Devrilliers es that.

Als „Diana" veröffentlicht wurde, hatten die kurzen Billete der ersten Zeit sich schon in lange Briefe verwandelt, in gemütliche, lange Plaudereien, bei denen ein jedes aussprach, was es dachte und fühlte; diese Episteln flogen allmonatlich ein- bis zweimal hin und her.

Wenn Durieu zufällig Camillo begegnete und ihn nach Kunde von der Schwester fragte, las er in den Zügen des jungen Mannes stets das Geständnis seiner rohen Selbstsucht und der Journalist wäre fast immer derjenige gewesen, welcher dem Bruder hätte Nachricht geben können von der Schwester.

Luise sah sich wirklich so sehr für ein „altes Mädchen" an, daß diese Korrespondenz, in vollster Unbefangenheit geführt, für sie zum Lichtpunkt wurde, der ihr Dasein verschönte, das einzige Interesse in den stets gleich dahinschwindenden Tagen. Zuweilen stellte sie sich die Frage, was sie thun solle, wenn Durieu aufhören werde, ihr zu schreiben, und an dem Pochen ihres Herzens hätte sie begreifen können, daß nicht einzig und allein, um von Camillo reden zu hören, sie mit solcher Ungeduld auf die von Paris kommenden Briefe harre.

Die Einsamkeit und Abgeschiedenheit, in welcher sie lebte, hatten ihre Jugend erhalten; sie liebte Durieu, ohne sich dessen auch nur im allergeringsten bewußt zu sein.

Einmal geschah es, es war im Frühling, kurz nachdem sie die Entdeckung gemacht, daß Perdriel, den sie Jahre hindurch für treu ergeben gehalten, doch nur seine Wohlthäter bestohlen, daß sie sechs Wochen lang ohne Nachricht von Durieu blieb; es geschah dies beiläufig ein Jahr nach dem Erscheinen der „Diana". Ihr dünkte es, als sei sie jetzt in der härtesten Zeit ihres so grausamen Lebens angekommen. Von Perdriel bestohlen und betrogen, glaubte sie sich auch noch von dem einzigen Freunde verlassen, den das Schicksal ihr zugeführt; es bemächtigte sich ihrer eine so grenzenlose Entmutigung, eine so ungeheure Trauer, daß unwillkürlich die Schamröte ihr in die Wangen stieg und sie sich ängstlich fragte, ob denn sie, die so stolz, so würdevoll bisher durch das Leben dahingeschritten, wirklich im Begriffe stehe, diesen Mann zu lieben, der aus Mitleid ihr zuweilen einen Bruchteil seiner Zeit schenkte; sie sagte sich, daß ein solcher Einfall ihrerseits im höchsten Grade lächerlich wäre.

Eines schönen Morgens im Monat Mai, als die Schwalben ihr fröhliches Frühlingslied in die Luft hinausschmetterten, wurde ihr endlich der schon so lange und sehnsüchtig erwartete Brief gebracht. Luise nahm denselben mit einer Freude in Empfang, welche sie seit Wochen nicht gekannt; mit kindlichem Behagen sonnte sie sich in dem Bewußtsein, daß der Umschlag sehr voll zu sein scheine. Sie errötete, und es verdroß sie nicht wenig, zu bemerken, daß Hortense sie beobachtete und verdrießlich den Kopf schüttelte. Die Alte war halb blind, aber wenn sie etwas nicht sehen sollte, sah sie es gewiß; die Briefe aus Paris, welche ihre Herrin stets veranlaßten, entweder sehr heiter, oder besonders traurig zu sein, waren ihr ein Dorn im Auge und verrieten ihr nichts Gutes. Fast im Laufschritte verließ Luise das Haus; wer sie heute betrachtete, hätte gemeint, sie sei kaum zwanzig Jahre alt.

Ein steiler Weg führte links von der Fabrik hinauf und verlor sich, nachdem er sich durch ein paar Felder dahingezogen, im Walde; er führte zu einem der reizendsten landschaftlichen Punkte weit und breit in der Umgegend, von dem aus man eine prächtige Fernsicht genoß. Luise nahm zur schönen Jahreszeit häufig eine Handarbeit mit und setzte sich auf irgend einen moosüberwachsenen Baumstrunk, um hier, wo sie selbst ungesehen war und doch ihr Häuschen im Auge behalten konnte, ungestört ihren Gedanken nachzuhängen.

Hier war es auch, wo Luise Durieus Brief öffnete; derselbe war wirklich sehr lang und erzählte zwar in nüchternen, aber doch in möglichst schonungsvollen Worten alle Ereignisse des letzten Jahres, obschon in einer Art, die durchaus danach angethan war, die arme Luise nicht gar zu fürchterlich zu erschrecken.

Die Erfolge der „Diana" hatten aus ihrem Verfasser den Mann des Tages gemacht, und Camillo verlor dadurch in einer bisher bei ihm noch nicht dagewesenen Weise den Kopf. Camillo wollte alles das einbringen, was er in seiner verhältnismäßig vernünftigen Jugend versäumt hatte und verstand es nicht einmal, sein zügelloses Leben mit einer gewissen Klugheit und Vorsicht zu umgeben. Diese aus Eitelkeit mehr denn aus Leidenschaft hervorgegangene moderne Krankheit drohte für ihn gefahrvoll und verderblich zu sein.

Frau Devrilliers, die ihrerseits sehr stolz war auf den Ruhm ihres Gatten, äußerte laut ihre Anbetung für den Mann, dessen Namen sie trug; sie erzählte jedem, der es hören wollte, daß sie eine Liebesheirat geschlossen, und wenn zuweilen eine leichte Kritik sich in die Lobsprüche vermengte, die man dem berühmten Manne zollte, so war sie außer sich vor Zorn und wirkte beinahe komisch. Je mehr ihre Liebe sich steigerte, desto unruhiger wurde sie; sie war eifersüchtig auf alle Frauen, seit einiger Zeit aber erstreckte sich ihre ganze Eifersucht speciell auf eine und zwar auf Frau von Marny, welche Georgettens flüchtige Bekannte gewesen. Durieu schrieb schließlich:

„Ich würde nicht das Gefühl haben, als ob ich die Mission, welche Sie, mein verehrtes Fräulein, mir übertrugen und auf die ich stolz bin, richtig durchführte, wenn ich Ihnen nicht sagte: Kommen Sie, kommen Sie gleich! Wenn irgend eine Menschenseele noch überhaupt im stande ist, die drohende Gefahr abzuwenden, so sind es Sie allein.

„Trotz seiner scheinbaren Nachlässigkeit hat Devrilliers für Sie aufrichtige Achtung, er, der wenige Leute und wenige Dinge achtet. Seine Frau spricht, wenn sie von Ihnen redet, nicht allein mit Verehrung, sondern auch mit Zärtlichkeit über Sie. Es wäre möglich, daß Sie auf den einen und auf die andere hinreichenden Einfluß besitzen, um einen Skandal zu verhüten. Eilen Sie herbei und erinnern Sie sich, daß ich mich jetzt und immer ganz zu Ihrer Verfügung stelle."

Luisens zitternden Fingern entfiel das Blatt; derlei Dinge waren also möglich, kamen im wirklichen Leben vor, berührten jene Menschen, welche sie liebte? Mit einer Gebärde des Abscheues und des Ekels, mit einer Gebärde grenzenloser Trauer verbarg sie das Antlitz in den Händen, dann eilte sie spornstreichs nach dem Hause zurück, umarmte die alte Hortense und sprach zu dieser: „Meine arme Alte, ich habe mich stets geweigert, Dein Geld zu berühren. Jetzt aber mußt Du mir welches geben, denn ich sehe mich gezwungen, nach Paris zu reisen, um — Camillo zu retten, wenn dazu noch Zeit ist."

13.

Als Luise durch die große, lärmende Stadt fuhr, berührte sie die Heiterkeit, welche in derselben herrschte, peinlich. Blumenwagen dufteten in den Straßen, die Seine, auf welcher zahllose Boote hin und her fuhren, spiegelte sich in prächtigem Sonnenglanze; überall herrschte Bewegung, Leben und Heiterkeit. — Endlich hielt der Wagen auf dem Boulevard de Courcelles, dem in heiterer, frischer Frühlingspracht prangenden Park Monceau gerade gegenüber.

Würde sie Camillo allein finden, was sollte sie ihm sagen? Wie ihre plötzliche Anwesenheit erklären, wie ihm vor allem begreiflich machen, daß sie die Gefahr kenne, in welcher er schwebe, daß sie nur gekommen sei, um ihn zu retten? In der Eile der Abreise, in der Aufregung, in welcher sie sich befand, hatte sie nur an das eine gedacht, ob sie noch zu rechter Zeit kommen werde. Jetzt, wo sie da war, was sollte sie jetzt sagen und thun?

Nachdem sie geklingelt, hatte sie vollständig Zeit, sich zu sammeln, denn man beeilte sich nicht mit dem Oeffnen der Thür; endlich hörte man das Geräusch von Stimmen, und beim dritten Klingeln bequemte sich ein Diener, zu öffnen. Die Herrschaften seien beide ausgegangen, man wisse nicht, wann sie zurückkehren, hieß es; sie beharrte jedoch auf ihrem Entschlusse, zu bleiben und befahl dem Diener, den Koffer ins Haus zu tragen.

„Sie müssen wissen," sprach er in herablassendem Tone, „daß die Stelle, um welche Sie sich vermutlich bewerben, schon vergeben ist."

Luise konnte nicht umhin, zu erröten, aber sie verstand es vortrefflich, wenn es notwendig war, sich Achtung zu verschaffen.

„Sie werden mein Gepäck sofort hinauftragen, ich bin Fräulein Devrilliers, und da mein Bruder abwesend ist, werde ich seine Ankunft erwarten."

Der Diener war unschlüssig, verneigte sich aber tief, als er Luisens stolzem Blick begegnete. „Wenn das gnädige Fräulein so gütig sein wollte, hier einzutreten . . ."

Und er öffnete die Thür des Salons; mit hochklopfendem Herzen wartete Luise der Dinge, die da kommen sollten. Gleich bei ihrem Eintritt hatte sie das Gefühl gehabt, als ob dieser ganze Haushalt in unfaßlicher Weise vernachlässigt sei.

Als Luise nach einigen Augenblicken sich von der ersten Erregung erholt hatte, sah sie mit einem Gefühle der Neugierde um sich. Bei Herrn Combes-Vilaret war ihr schon ein geradezu verblüffender Luxus begegnet, aber der Ueberfluß, welcher dort geherrscht, war eine Nachahmung historischen Stiles und wies somit eine gewisse Strenge auf, die wohl im Einklange zu stehen schien mit der ungeheuren Größe der Räume; außer dem Oratorium, in welchem Georgette sich aufzuhalten pflegte, sah man nirgends moderne Einrichtungsgegenstände.

Hier, in dem Heim der schönen Frau Devrilliers hingegen war alles modern und neu, die Farben dem Auge wohlgefällig, die Unordnung malerisch, das Klavier mit einem kostbaren Stoffe drapiert; auf dem Kamin stand eine Büste Georgettens, chinesische Ofenwände, von deren goldigem Grund sich prächtig gefiederte Vögel abhoben, standen da und dort umher.

Die einfache Luise, welche an ihre abgeschabten Fauteuils, an ihre gebrauchten Strohstühle gewöhnt war, fragte sich in grenzenloser Verblüffung, indem sie ihres bescheidenen Mobiliars aus Nußbaumholz gedachte, ob es denn wirklich notwendig sei, die Thüren mit Samtvorhängen zu verhüllen, echte Teppiche und japanesische Wände zur Zierde zu verwenden und unaufhörlich auf seidengepolsterten Stühlen zu sitzen. Sie fühlte sich durch das Fremdartige geblendet, und so wenig sie auch im Grunde genommen von derlei verstand, konnte sie nicht umhin, der Ueberzeugung Raum zu geben,

daß all dies fürchterlich teuer zu stehen kommen müsse und daß trotz des Vermögens der beiden, welches ihr allerdings ungeheuer vorkam, es bei solcher Einrichtung und einer derselben entsprechenden Lebensweise nicht erstaunlich sei, wenn ihr Bruder und Georgette sich häufig in Geldverlegenheit befänden.

Sie war so sehr in die Betrachtung all dieser Wunder vertieft, daß sie sich gar nicht um ein Geräusch bekümmerte, das trotz des Lärms der Wagen und Pferdebahn, welcher von der Straße heraufdrang, doch schon seit einiger Zeit sich recht laut und drückend bemerkbar machte; plötzlich aber begriff sie, was es sein könne und sprang hastig auf. Es war eine dumpfe Klage, das Weinen eines Kindes, aber nicht etwa ein zorniges Weinen, sondern jenes der Ermüdung und der Abspannung. Luise öffnete eine Thüre und das Weinen wurde deutlicher vernehmbar. Durch einen langen Gang ging sie, ohne zu zögern, auf eine Thür zu, welche sich am Ende desselben befand und öffnete sie mit ruhiger Entschlossenheit; sie trat in einen ziemlich leeren Raum, in dessen Mitte auf einem zerrissenen Teppich ein Kind saß, dessen Antlitz von Thränen überflutet war. Als dasselbe ihrer ansichtig ward, hielt es plötzlich im Weinen inne und betrachtete regungslos die fremde Erscheinung, während sich in seinen Augen unverhohlene Ueberraschung äußerte, zu der sich wohl auch ein klein wenig Angst gesellen mochte.

Als das Kind sah, daß die Fremde es anlächelte, faßte es Mut, es ließ sich trösten und liebkosen; noch schluchzte es von Zeit zu Zeit auf, aber das klägliche Gejammer war lange nicht so herzbrechend.

Es war nicht häßlich — große schwarze Augen, gleich jenen Georgettens, verklärten das Antlitz des kleinen Geschöpfes, welches kaum drei Jahre alt zu sein schien. Schönes krauses Haar umfloß einem Glorienscheine gleich sein Antlitz, was aber hauptsächlich ins Auge fiel, das war der Umfang seines Kopfes im Vergleich zu dem armen, kleinen, zurückgebliebenen Körper, welcher ungewöhnlich zart zu sein schien. Als der kleine Knabe endlich lachte, ging eine ungeheure Wandlung in seinen Zügen vor sich; es hatte den Anschein, als ob der hellste Sonnenschein sie verkläre, und er erinnerte an Camillo, wie dieser ganz jung gewesen; an seine Mutter erinnerte er ganz und gar nicht mehr.

„Willst Du mit mir spielen, Eduard?"

„Will schon," nickte das Kind.

„Wie heißt Du mich denn?"

„Weiß nichts, Bébé weiß gar nichts!"

„Sage Tante Luise."

Das Kind mühte sich, den Namen auszusprechen, welcher ihm Schwierigkeiten zu bereiten schien; endlich huschte es leise mit der zarten, durchsichtigen Hand über das Antlitz der Tante und flüsterte: „Tant' Uise."

Und von diesem Augenblicke empfand „Tant' Uise" die reinste Anbetung für ihren kleinen Neffen. Sie schickte sich an, seine Spielereien einzusammeln, aber Eduard kannte dieselben alle schon zu gut; sie unterhielten ihn nicht, auch waren sie sämtlich schon zerbrochen. Luise erinnerte sich ihrer eigenen Kindheit und eine glückliche Eingebung bemächtigte sich ihrer. Sie klingelte dem Diener, welcher eintrat und ganz verblüfft schien, daß sie sich bei dem „Kleinen" häuslich niedergelassen; er suchte sogar ein Wort der Entschuldigung für das Kind. Luise schnitt seine Auseinandersetzungen kurz ab und befahl ihm, ihr eine kleine Thonpfeife für ein paar Kreuzer zu besorgen.

„Eine Thonpfeife?"

„Ja, aber sehr rasch; ich will einstweilen das Seifenwasser bereiten!"

Eduard sah überrascht und neugierig zu. Zuerst schickte Luise sich an, ein wenig Ordnung in dieses vernachlässigte Zimmer zu bringen; sie öffnete das Fenster, legte die Kleider des Kindes zusammen, deren welche unordentlich zerstreut in allen Ecken umherlagen. Dann stellte sie eine Schüssel mit Seifenwasser auf einen Tisch in der Nähe des Fensters. Als man ihr die Röhre brachte, plauderte sie schon mit Eduard, als wären sie beide alte Freunde, und das Kind hatte ihr anvertraut, daß es weine, weil der „schwarze Mann" in einer Ecke verborgen sei; man hatte den armen Kleinen, welchen die Mutter nicht gegen die grausame Thorheit unvernünftiger Dienstleute zu schützen verstanden, eingeschüchtert.

Als Luise die angstvollen Bekenntnisse des Knaben vernahm, grollte sie ihrer weltlich frivolen Schwägerin gar sehr, welche nicht begriff, daß ein Kind immer ein heiliges Geschenk ist, selbst wenn es uns nicht in jedem Augenblick des Lebens Freude bereitet.

Der Kleine sah, wie die Seifenblasen, immer größer werdend, aus der Röhre emporstiegen, wie sie allerhand Färbungen annahmen, wenn sie mit dem Lichte in Berührung kamen, er war außer sich vor freudigster Ueberraschung. Niemals hatte er so Schönes gesehen; dann, als Luise mit leichtem Blasen die Kugeln weiter trieb und diese in der Luft zerstoben, klatschte er in die Hände vor Freude.

Plötzlich sollte die behagliche Ruhe, mit welcher die beiden zusammen spielten, unterbrochen werden, man hörte laute Stimmen, Thüren wurden auf- und zugeschlagen, und Luise fühlte, daß die entscheidende Stunde nahe, hatte aber keine Angst.

Ihr dünkte es, als ob sie jetzt die Verantwortung für diese arme kleine Kinderseele übernommen, als ob es ihre Pflicht sei, dieselbe zu verteidigen und zu beschützen. Sie fuhr fort, Seifenblasen in die Luft zu treiben, denen Eduards Augen neugierig folgten, während mancher Freudenschrei seinen Lippen entschlüpfte. Da wurde die Thür plötzlich heftig aufgestoßen und Georgette trat bleich, mit funkelnden Augen in das Gemach. „Ah, da bist Du ja! Nun, Du kommst gerade rechtzeitig, es ist mir lieb, Dir mitteilen zu können, was ich von Deinem Herrn Bruder denke!"

„Georgette!"

„Wenn Du glaubst, es sei der richtige Augenblick gekommen, um mir eine Moralpredigt zu machen, so irrst Du Dich. Ich wollte eine ehrliche Frau sein und bin schön dafür belohnt worden. Weißt Du, was Dein Herr Bruder alles gethan hat."

„Ich weiß, Georgette, daß Du einen Sohn hast und Du jedenfalls nicht vor diesem Böses über den Vater sprechen sollst!"

„Vor diesem Kinde? Du scherzest wohl?"

Eduard hatte sich auf den Knieen seiner Tante einen Platz zurecht gemacht, er barg sein Haupt an ihrer Schulter und flüsterte leise: „Bébé fürchtet sich, Bébé fürchtet sich sehr!"

„Georgette, ich bitte, beruhige Dich!"

„Ich? Nun, das sollst Du sehen, ich will es in die ganze Welt hinausschreien, was mir widerfahren. Der Elende, der Erbärmliche. Was wäre er ohne die unerhoffte Heirat, welche er gemacht? Wir haben ihn erfunden, Deinen Camillo, wir, mein Vater und ich. — Man hat ihm den Kopf verdreht, der sich eben bei ihm unendlich leicht verdrehen läßt."

„Ich bin seine Schwester, Georgette, erinnere Dich dessen!"

„Das thue ich, und eben deshalb bereitet es mir Vergnügen, Dir die Wahrheit ins Antlitz zu schleudern. Arme Thörin, die Du bist, das Idol ist hübsch, vor dem Du Dich unablässig im Staub gewunden. Du bist es, auf welche der Ursprung alles Uebles zurückzuführen ist. Ich habe ihn geliebt, Deinen Camillo, und gerade das ist es, was ich ihm am meisten übel nehme, er hat mir meine Liebe gestohlen!"

Der Zornesanfall schien sich einigermaßen zu legen; Georgette, des Auf- und Abgehens müde, ließ sich auf einen Stuhl niedergleiten, und ihre Stimme nahm einen weniger schrillen Klang an. Eduard verbarg immer noch das Antlitz in den Händen.

„Du bist grausam gegen mich, Georgette, Du mußt doch wissen, daß meine Hingebung für meinen Bruder, wenn sie ihm Unglück gebracht, auch für mich kein Glück im Gefolge hatte; aber ich verzeihe Dir, denn Du leidest. Trachten wir, ruhig zu sein, die Situation mit einiger Klarheit ins Auge zu fassen. Wessen beschuldigst Du Deinen Gatten?"

Georgette fing zu lachen an, und es that weh, dieses nervöse Lachen zu hören.

„Ach, Luise, wenn Du jetzt, gerade jetzt mit mir gewesen wärest, so brauchtest Du mich nicht erst zu fragen; es würde Dir dadurch eine Seite des Pariser Lebens enthüllt worden sein, welche Dir bis nun fremd geblieben ist. Mich wegen eines so erbärmlichen Geschöpfes, für das er gar keine echte und wahre Leidenschaft zu empfinden im stande ist, zu verlassen, nur weil ihre Schmeichelreden seine Eitelkeit wachrufen, das ist unerhört!"

Die Unglückliche war am Ende ihrer Kraft, ihre Zähne schlugen klappernd aneinander und bald trat eine nervöse Krisis ein, sie konnte sich in Thränen Luft machen, ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Luise rief die Kammerfrau herbei und gemeinsam trugen sie beide Georgette, die sich krank und elend fühlte, zu Bett.

Der kleine Eduard wollte seine Tante nicht mehr verlassen, er sah seine Mutter schluchzend daliegen und empfand dabei nur jenes neugierige Mißtrauen, welches kleine Kinder beim Anblick großer Personen, welche krank sind und zu Bette liegen, häufig hegen.

Als die Kindergärtnerin endlich zurückkam und den Kleinen wieder zu sich nehmen wollte, schickte Luise sie mit strengen Worten aus dem Zimmer: „Ich werde meinen Neffen bei mir behalten, gehen Sie immerhin!"

In der tiefen Stille des Hauses, neben dem schlafenden Kinde sitzend, fragte sich Luise, was aus all diesen häßlichen Geschichten werden solle. Camillo war noch nicht heimgekehrt — wo hielt er sich auf und was that er, der Unglückselige? Er hatte jene Dinge besessen, welche die Hauptbedingnisse des Glückes bilden und sie in den Wind geworfen. Warum? Die reine, erhabene Natur seiner Schwester verstand das nicht, konnte es nicht verstehen.

Am folgenden Tage traf eine Depesche ein, in welcher Camillo forderte, man möge die Effekten, die Bücher, welche er bezeichnete, und ein begonnenes Manuskript nach Mailand senden, er sei nach Italien abgereist und werde seinem Rechtsvertreter seine Adresse schicken, damit er im Falle der Not eine Verständigung erhalten könne, wann er nach Frankreich zurückzukehren habe. Luise sagte sich, es sei dies eine Hinweisung auf die Zeit, in welcher die von

beiden Seiten eingereichte Scheidungsklage den Gerichten vorgelegt werden soll. Das war alles.

Georgette begnügte sich damit, sich zu sagen, es habe sich die ganze Angelegenheit befriedigend gelöst; sie wolle ihren Gatten nicht mehr wiedersehen, sondern werde zu ihrem Vater zurückkehren. Luise trachtete sanft, sie von diesem Vorhaben abzubringen.

Georgette aber unterbrach die Vorstellungen der Schwester mit rauhen Worten. „Bildest Du Dir wirklich ein, ich werde mich vergraben, nur um einem Ungetreuen nachzuweinen? Da kennst Du mich doch wenig — ich will zu allen Festen gehen, man soll von mir und meinen Toiletten sprechen.“

„Keinesfalls dürfte es der richtige Weg sein, Deinen Gatten zu Dir zurückzuführen.“

„Ihn zurückzuführen? Was sollte ich denn mit ihm anfangen? Ihm verzeihen? Die Großmütige spielen, um von neuem getäuscht zu werden? Nimmermehr! Hörst Du wohl? Nie und nimmermehr!“

„Und was willst Du in dieser peinlichen Situation mit Eduard anfangen?“

„Was? Mein Gott, er wird eben bei mir bleiben! Was weiter! Für ihn wird der Wechsel meiner Verhältnisse keine große Wandlung im Gefolge haben, denn Dein Herr Bruder war durchaus nicht das Muster eines Vaters.“

„Höre mich an, Georgette; wenn Camillo auch den kleinen Eduard vernachlässigt hat, so scheinst Du doch auch in seine Fußstapfen getreten zu sein.“

„Ich — ich sollte mein Kind vernachlässigt haben? Mit einer heftigen Gebärde nahm das junge Weib den Kleinen in ihre Arme und drückte ihn konvulsivisch fest an sich; Eduard aber fürchtete sich und fing zu schreien an.

„Nun, so geh', ich brauch' Dich nicht, wenn Du Deine Mutter nicht mehr liebst!“ rief sie, in jähem Zorn auflodernd.

Während Luise den Kleinen tröstete, erzählte sie, wie sie ihn am Abend vorher, allein, weinend und angsterfüllt im Zimmer gefunden habe.

Georgette war entrüstet und wollte die ganze Dienerschaft sofort entlassen; nachdem sie sich einigermaßen beruhigt, willigte sie ein, die Situation näher zu beleuchten.

„Mein Vater fürchtet sich vor dem Lärm, welchen ein Kind naturgemäß macht, vor der Mühe und Sorge, welche man ihm zuwenden muß, vor den verschiedenen Krankheiten, von denen mein Sohn weniger verschont sein dürfte als ein anderer, da er sehr zart ist. Die Aerzte verlangten für ihn einen Landaufenthalt und sie haben damit recht. Gut denn, ich werde das Kind mit mir nach Trouville nehmen und während der ganzen Saison dort verweilen!“

„Ist Trouville auch der richtige Landaufenthalt?“

„Vielleicht nicht, aber man kann von mir doch nicht gut verlangen, daß ich mich in einem Dorfe vergrabe.“

Luise befaßte sich einige Zeit mit dem Gedanken, daß sich eine natürliche Lösung der Frage, was mit Eduard zu geschehen habe, herbeiführen lasse; aber sie wagte nicht, das, was sie dachte, auszusprechen, aus Furcht, ihre Schwägerin könnte in hellem Zorne entrüstet auflodern; bald errötend, bald erblassend raffte sie doch endlich ihren ganzen Mut zusammen und sprach: „Höre mich an, Georgette, für den Augenblick dürfte Dir Dein Kind eher ein Hindernis als eine Freude sein; man empfiehlt für den Kleinen Landluft, gestatte, daß ich ihn mit mir nach St. Lucas nehme; nicht für lange Zeit, sondern nur über den Sommer, oder bis Du Dich bezüglich der Zukunft irgendwie entschlossen hast.“

Das arme Mädchen war so bewegt, daß es gar nicht wagte, die Schwägerin anzusehen; Georgette aber umarmte sie stürmisch.

„Du bist ein braves, treues Herz! Ja, das bist Du! Und Du hast die beste Lösung gefunden. Eduard, willst Du mit Deiner Tante die Hühner, die Gänse und die Enten ansehen?“

„Ich will gerne,“ sprach der Kleine, indem er beide Arme zärtlich um den Hals der Tante schlang.

„Sind die Kinder doch undankbar,“ murmelte Georgette, „und ich, die ich ihm stets so viel Spielzeug mitgebracht — Du mußt aber nicht glauben, daß er Dich lieber hat, als mich; nur der Gedanke an die Hühner und Gänse übt große Anziehungskraft auf ihn. Du mußt ja von all derlei gar viel besitzen?“

„Nein, Georgette, ich habe nichts von alledem, es fehlt mir sehr häufig am Notwendigen und ich denke nicht an das Ueberflüssige. Um nach Paris kommen zu können, habe ich aus der Börse meiner armen alten Hortense schöpfen müssen, der ich schon seit langer, langer Zeit keinen Lohn zu geben im stande war.“

Georgette machte große Augen.

„Aber Camillo sagte immer, daß Du von Deinen Renten lebst.“

„Allerdings, ich habe sechsundachtzig Francs monatlich.“

Unwillkürlich warf Georgette einen Blick auf den Luxus, welcher sie umgab, auf ihr elegantes Hauskleid, auf die Toilettengegenstände aus Elfenbein, welche in dem Gemache umherlagen — und sie errötete.

„Verzeih', arme Luise, o verzeih'!“

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Georgette, Du hast mir nie etwas abgeschlagen, da ich nie etwas von Dir begehrte. Nur das eine steht fest, wenn ich für mich Entbehrungen übernehmen kann, so ist es unmöglich, daß ich sie Deinem Kinde auferlege, es muß gut genährt und gut gekleidet werden und Du bist es . . .“

Georgette sprang auf.

„Das will ich meinen! Ich will Dir alles geben, was ich besitze.“

Sie lief an einen Schreibtisch, zog alle Laden hervor, eilte dann zu einem anderen Kasten, that desgleichen und rief ganz verblüfft: „Aber Du lieber Gott, besitze ich denn keinen Heller mehr, wie kommt das nur? Und meine vierteljährige Rente wird erst in vierzehn Tagen fällig sein. Ach, ich habe es. Meine Schneiderin verfolgte mich seit einiger Zeit wegen einer einfältigen Rechnung, die Papa sich geweigert hat, zu bezahlen; ich habe ihr gestern fünftausend Francs gegeben und das brachte mich vollständig herab. Das kommt davon, wenn man seine Schulden zahlt, und das ist nicht die einzige — denn ich habe deren gar viele!“

„Du hast Schulden mit einem solchen Vermögen?“

„Mein liebes Kind, wenn man jährlich sechzig- bis siebzigtausend Francs ausgiebt und nur vierzig- bis fünfzigtausend Francs Einnahmen hat, dann macht man, in Paris wenigstens, keine Ersparnisse.“

„Aber das ist nicht ehrlich!“ rief Luise ganz entrüstet. „Weshalb bedurftest Du eines so großen Aufwandes?“

Georgette zuckte die Achseln.

„Bah,“ sprach sie, „es ist immerhin noch ehrlicher, Schulden zu haben, als deren keine zu besitzen.“

„Das verstehe ich nicht!“

„Ist auch nicht notwendig, daß Du es verstehst, meine liebe Luise; fürs erste ist es das wichtigste, sofort etwas Geld aufzutreiben, und ich weiß ganz gut, wie wir das anstellen!“

Sie öffnete eine Schmuckkassette, nahm ein paar Armbänder und Ringe heraus und klingelte. Beim Eintritte ihrer Kammerfrau übergab sie ihr die Gegenstände und sagte ihr, sie möge alles verkaufen und ihr den Erlös davon überbringen; zu Luisen gewendet, fügte sie dann hinzu: „Es ist lauter altes Zeug, das ich nicht mehr trage; eine ganz anständige Summe dürfte es aber doch einbringen und die wollen wir dann teilen!“

All diese Einzelheiten hatten die Aufmerksamkeit der jungen Frau von ihrem großen Schmerze abgelenkt; der Verkauf des alten Zeuges schien sie viel lebhafter zu beschäftigen als die Frage, was aus ihrem Gatten werden könne.

Im lebenden Körper photographiertes Handskelett.
Nach Professor Röntgen. (Mit Text.)



Abzug der Goten mit der Leiche des Königs Teja nach der Schlacht am Vesuv gegen die Römer unter Narses. (Mit Gedich.)
(Nach dem Gemälde von R. Böhm.)

Als Luise, die ihrerseits unaufhörlich an Camillo dachte, seine Sache vertreten wollte, fiel sie ihr ziemlich barsch ins Wort: „Reden wir nicht mehr davon, Luise; jener Herr hat seine Freiheit wieder erlangt und ich benütze die meine. Es ist vielleicht besser so. Ich möchte um keinen Preis das Leben wieder beginnen, welches ich im letzten Jahre geführt, denn ich habe zu qualvoll darunter gelitten."

„Ach, Georgette, Georgette, wie Du Dich verleumdest! Deine Augen widersprechen Deinen Worten, es geht aus denselben ganz deutlich hervor, daß Du ihn noch immer liebst!"

Georgette antwortete nicht. In diesem Augenblicke kehrte die Kammerfrau zurück, sie hatte nur dreihundert Francs für die Schmuckgegenstände bekommen, welche ihrerzeit wohl fünfmal so viel gekostet haben mochten.

Die junge Frau war wütend und vernichtet.

„Wie, nur dreihundert Francs? War das denkbar?" Endlich entschloß sie sich doch, ihrer Schwägerin hundertfünfzig Francs zu geben und versprach, ihr monatlich die gleiche Summe zu senden.

Die Habseligkeiten des Kindes waren rasch verpackt und Georgette beschleunigte alle Vorbereitungen zur Abreise; noch hatte sie ihren Vater von ihren Plänen nicht in Kenntnis gesetzt, noch hatte sie tausenderlei Dinge zu thun, um ihr künftiges Leben zu regeln. Luise würde gerne noch eine kleine Weile geblieben sein, in der unbestimmten Hoffnung, Herrn Durieu vielleicht zu Gesicht zu bekommen, aber sie wagte diesem ihrem stillen Wunsche keine Worte zu verleihen. — Als sie endlich im Eisenbahncoupé saß und ihren Neffen auf dem Schoße hielt, da umschlang sie den Kleinen mit ihren Armen und sagte ihm tausenderlei zärtliche Dinge — da fühlte sie sich glücklich und bewegt wie noch nie zuvor in ihrem an Freuden so armen Dasein. Nein, sie wollte nun und nimmer über das Schicksal klagen. Dieses kleine Geschöpf, welches ihrer bedurfte und ihr Kind sein sollte, war für sie eine Quelle grenzenloser Freude, eine Gabe des Himmels.

14.

Ein Maler würde in dem reinen, unschuldsvollen Antlitz Luisens einen Ausdruck gefunden haben, welcher demjenigen der Madonna glich. Das Kind mit seiner despotischen Macht war in ihr Leben getreten, war das leidenschaftliche Interesse dieses Lebens geworden, ein Gegenstand unausgesetzten Staunens, steter Neugierde und unaufhörlicher Bewunderung; die langsam sich entwickelnde Intelligenz des Kleinen dünkte ihr ganz außergewöhnlich, und sie lebte der festen Ueberzeugung, daß vor Eduard noch kein anderes Kind auf der Welt so scharf und so richtig beobachtet hatte, noch keines so komische und zutreffende Bemerkungen zu machen im stande gewesen sei. Der hübsche Egoismus der Mütter, in deren Augen ihre eigenen Kinder lauter Wunder sind, kam bei Luisen in fast komischer Weise zum Durchbruch; sie konnte sich nicht enthalten, zu allen Leuten, welche ihr begegneten, von ihrem Neffen zu sprechen. Fand man ihn niedlich, so schwoll ihr das Herz vor Freude an, aber besonders Hortensen machte sie ihre vertraulichen Mitteilungen.

„Pah," erwiderte die Alte ungeduldig und verdrossen, „als ob nicht der Vater des Kindes und Sie selbst, Fräulein Luise, unvergleichlich viel schöner gewesen wären. Er hat einen zu dicken Kopf, Ihr vielgeliebter Eduard!"

Die gute Luise geriet dann in die hellste Entrüstung.

„Man würde schon sehen," versicherte sie, „wenn die gute Luft von St. Lucas das Kind zum Wachsen bringe."

Eduard schien die Prophezeihungen seiner Tante bewahrheiten zu wollen, seine Wangen nahmen mit der Zeit eine rosige Färbung an, seine Augen leuchteten und der Klang eines fröhlichen Kinderlachens erreichte sogar die düstere Bureaustube, in welcher Perdriel arbeitete. Diesen verdroß das Lachen so sehr, daß er ganz gelb vor Neid und Galle darüber wurde.

Zu Beginn des Sommers starb Hortense plötzlich, die Familie der guten Alten erhob sofort auf ihre kleinen Ersparnisse Anspruch und fand, daß deren sehr wenige vorhanden seien.

Luise beweinte die alte Frau herzlich, schloß sich aber nur um so inniger an ihren kleinen Neffen, dem sie sowohl Mutter als auch Kinderwärterin war; sie besorgte allein den kleinen Haushalt, denn sie begriff gar wohl, daß sie zu arm sei, um eine Hilfe bezahlen zu können und war, so wie die Dinge standen, häufig in Verlegenheit, um den Bedürfnissen des Kindes entsprechen zu können.

Die ersten hundertfünfzig Francs, welche sie von Georgette erhalten, waren zum Ankauf eines kleinen Bettes, eines hohen Stuhles und einiger für das Land unerläßlicher Kleidungsstücke notwendig gewesen; im folgenden Monate sendete die junge Frau etwas verspätet die ausgemachte Summe; ihr Brief war von Klagen erfüllt. Ihr Vater hatte sie allerdings aufgenommen, aber ohne alle Begeisterung; er hatte geglaubt, sie durch ihre Heirat in eine glänzende Bahn gelenkt zu haben und war wütend darüber, daß sie ihm nun wieder zur Last fiel. Sein Zorn gegen Camillo nahm ungeheure Dimensionen an und sie selbst hatte unter demselben zu leiden; überdies weigerte er sich beharrlich, ihre Schulden zu bezahlen und nun, wo man wußte, daß sie von ihrem Gatten getrennt sei, wurden die Geschäftsleute, welche bis dahin geduldig gewartet, drohend und redeten von Pfändung; kurzum, sie hatte so viele Unannehmlichkeiten zu ertragen, daß sie sich entschloß, um denselben zu entgehen, nach Trouville zu reisen, um sich dort nach besten Kräften zu zerstreuen. Für den Augenblick aber, so teilte sie ihrer Schwägerin mit, stehe sie so ziemlich mittellos da — in Zukunft hoffe sie, Luisen nicht mehr auf die monatlichen Zahlungen warten lassen zu müssen, aber sie könne für nichts bürgen. Da ihr Sohn sich so wohl befinde, wolle sie gerne das Opfer bringen, ihn einstweilen noch bei der Tante zu lassen. —

Camillo schrieb der Schwester gar nicht, obschon sie ihm eine kurze Mitteilung gemacht, daß mit der Einwilligung Georgettens der kleine Eduard jetzt bei ihr verweile; die Landluft sei ihm verordnet worden und thue ihm auch sehr gut.

Im dritten Monate erhielt Luise von ihrer Schwägerin gar kein Geld; da das Kind aber bedeutend heranwuchs und seine abgetragenen Kleider zu eng und zu kurz wurden, trat die Notwendigkeit immer dringender an sie heran, dieselben zu erneuern. Luise entschloß sich endlich, nach mancher peinlich durchkämpften Stunde, ihrer Schwägerin zu schreiben. Die Antwort ließ sehr lange auf sich warten, ja sie kam erst nach Ablauf mehrerer Wochen und zwar aus Luchon datiert. Georgette schrieb, Luise möge ruhig sein, sie habe ihrer Schneiderin nach Paris sofort geschrieben und diese, welche vor ihrer Abreise bezahlt worden sei, habe sich bereit erklärt, den Kleinen anzuziehen, gerade wie sie die Mutter anziehe. Sie eröffne ihr einen neuen Kredit. Der liebe kleine Eduard, ihr angebeteter Knabe, werde somit bereits in den allernächsten Tagen eine vollständige Ausstattung erhalten.

Eine Woche später langte auch thatsächlich eine umfangreiche Kiste an, für welche hohes Porto zu bezahlen war; nun mußte Eduard doch mindestens für die Dauer eines Jahres gute und schöne Kleider haben. Luise und das Kind interessierten sich beide nicht wenig um das Oeffnen der Kiste; alles war wunderbar schön verpackt, durch Seidenpapier geschützt und so gelegt, daß kein Fältchen entstehen konnte, welches nicht am richtigen Platze gewesen wäre. Da fand Luise zuerst einen wahrhaft fürstlichen Anzug von rotem Seidenplüsch, mit einem Vorderteil von ebenfalls roter Seide, andere gleichfalls prächtige Kleider, unpraktisch und nutzlos, zum Ueberflusse auch für ein Kind gemacht, welches mindestens um eine Kopfeslänge kürzer war als der kleine Eduard. Die Näherin hatte allem Anscheine nach sich jener Maße bedient, welche vor einem Jahre für den Kleinen ganz geeignet gewesen sein mochten, jetzt aber absolut nicht mehr paßten. Eduard sprang hoch auf vor Freude beim Anblick all dieser Herrlichkeiten, Luise aber sank vollständig vernichtet, der schrankenlosesten Verzweiflung anheimgegeben, auf den nächsten Stuhl.

Sie schrieb der Schneiderin, um ihr die Situation begreiflich zu machen und erhielt nur eine ungezogene, offenbar von dem Sekretär der anmaßenden Person verfaßte Antwort, in welcher es hieß, daß man den Aufträgen Frau Devrilliers genau nachgekommen sei, es sich somit um keinen Irrtum handle und sie, die Schneiderin, nicht weiter behelligt zu werden wünsche. Was thun? Luise war derartig verstimmt, daß sie gar nicht daran dachte, auf diesen Brief zu antworten. Durch die Notwendigkeit dazu gedrängt, begab sie sich eines Tages nach Limoges und tauschte dort nicht ohne Mühe die hübschen Kleider gegen einfache ein, die dunkel und solid gehalten waren. Der Kaufmann machte dabei natürlich ein prächtiges Geschäft, der kleine Eduard aber hatte wenigstens feste Stiefel an den Füßen und einen warmen Wintermantel.

Von Zeit zu Zeit sendete Georgette doch etwas Geld, aber ganz unregelmäßig und ungenügend; sie hatte ja so viele Auslagen gehabt, und in St. Lucas mußte man ja beinahe umsonst leben können; finde Luise, daß das Kind ihr eine drückende Last sei, so brauchte sie dasselbe ja nur zurückzuschicken, Georgette würde sich zu jeder Zeit glücklich schätzen, ihren Knaben zu umarmen.

Luise zitterte bei dem Gedanken, daß sie je wieder allein sein, kein Kind mehr haben solle, welches sie pflegen, liebkosen, anbeten dürfe. Sie hatte das Gefühl, als ob sie jetzt erst lebe, seit Eduard ihr die Arme um den Nacken schlang und sie in seinem süßen Kindergeplauder Tante „Uise" nenne; ohne ihn mußte wieder das leere, traurige Einerlei der früheren Existenz beginnen, welches sich ziel- und hoffnungslos dahinschleppte.

Gebieterischer als jemals früher erstand das Rätsel, wie die materielle Frage zu lösen sei, von neuem vor ihrem geistigen Auge. Ja, Geld verdienen — aber wie? Mit der Nadel? Sie fertigte die Kleider für sich und für das Kind an; das war aber so ziemlich alles, und es gelüstete sie auch nicht nach mehr, denn sie wußte, wie elend Handarbeiten bezahlt werden; überdies war es schwer, sich hier in St. Lucas Handarbeit zu verschaffen, denn alle Frauen, welche ihre Bekleidung nicht in Limoges anfertigen ließen, waren selbst mit der Nadel geschickt, und sollte sie trotz alledem das Glück

haben, irgend eine Frau zu finden, welche ihr Arbeit gab, so konnte sie mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß dieselbe hier noch elender bezahlt werde wie anderwärts.

Luise wußte, daß Perdriel das Fleckchen Erde, auf welchem ihr Haus sich erhob, außerordentlich gern käuflich an sich brächte; sie wußte auch, daß, wenn sie geschickt zu Werke gehe, sie ihn veranlasse, ein bedeutendes Stück Geld dafür zu bezahlen; aber wo sollte sie sich dann hinwenden? Die Luft war gerade hier ausgezeichnet und schlug dem Kleinen sehr gut an; sie konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, ein anderes Heim in irgend einer engen, düsteren, traurigen Straße suchen zu sollen — und dann liebte sie auch diesen ihr so vertrauten Erdenfleck. (Fortsetzung folgt.)

Die Wunderglocke von Toledo.

Novellette aus dem Französischen von Alex de Nève.

(Nachdruck verboten.)

Der Abend sank bereits herab, die Orgel in der Kathedrale von Toledo hauchte ihre letzten Seufzer aus; da fragte mich mein Führer, ob ich nicht noch den Turm besteigen wolle. Ich folgte meinem Cicerone. Der Weg, der zu diesem Turm führte, gleicht dem Wege zu allen Türmen. Man kommt auf Leiterstufen an den gigantischesten Glocken vorüber. Der Klopfer einer dieser Metallriesen lag daneben auf dem Fußboden; er erregte meine Aufmerksamkeit und ich fragte, weshalb man die Glocke, zu der er gehöre, nicht mehr ausbessere.

„Man wird sich wohl hüten," antwortete mein Kastilianer, „der Schall dieser Glocke war so durchdringend, so ungeheuer, daß man beschloß, sie auf immer schweigen zu lassen."

Er erzählte mir darauf, wie eine dieser Glocken zur Zeit Philipps des Vierten einem Verurteilten das Leben gerettet habe. Ich bat, mir dies erzählen zu wollen. Mein Führer ersuchte mich, ich solle mich neben ihm auf den Klopfer der Glocke setzen; er zündete sich darauf eine Cigarre an und begann folgendermaßen:

„Die meisten dieser Glocken stammen aus der Zeit Philipps des Vierten. Unter diesem indolenten und prachtliebenden Monarchen, dem der despotische und intolerante Charakter des Herzogs von Olivarez mehr als einmal den Haß des Volkes zuzog, ward ein armer Glockengießer auf die Anklage, daß er gegen den damaligen Premierminister verbrecherische Reden geführt habe, in Toledo zum Tode verurteilt. Er nannte sich Flavio und hatte sich soeben erst mit der Tochter eines Schlossers dieser Stadt verheiratet, deren Schönheit und Anmut allgemein gepriesen wurden. Sobald das Todesurteil ausgesprochen worden war, wanderte sie zu Fuße nach Madrid, drang durch die Vermittelung eines ihr bekannten Beamten vom königlichen Haushalte bis in das Innere des Palastes Buen Retiro und warf sich der Königin Donna Isabella von Bourbon zu Füßen. — Von ihrem Flehen, ihren Thränen gerührt, legte diese Fürstin bei dem Könige eine Fürsprache für sie ein.

Der Monarch, welcher eben eine Lustfahrt in einer prächtig vergoldeten Gondel machte, erwiderte, daß er den Verurteilten nicht begnadigen könnte, weil dessen Vergehen mehr seinen Premierminister, als ihn selbst betraf.

Olivarez und Louis de Haro langten jetzt gerade an, um mit dem Könige in Staatsangelegenheiten zu reden.

Als Philipp sie gewahrte, stieg er ans Land und deutete auf die Gattin des Glockengießers, deren flehende Stellung und große Schönheit sein Herz gerührt hatten. „Herr Herzog," begann er, „was würdet Ihr zu einer Glocke sagen, deren Schall man von der Kathedrale zu Toledo bis nach Madrid vernehmen könnte?"

„Daß dies in der That eine Wunderglocke wäre," entgegnete lächelnd der Herzog, „von Teledo bis nach Madrid sind es zwölf spanische Leguas."

„Flavio, der Glockengießer, will es übernehmen, eine solche Glocke herzustellen," versetzte Philipp, „und es ist unter dieser Bedingung, daß er Eure Begnadigung erfleht."

Der Herzog von Olivarez runzelte die Stirn, Louis de Haro war nahe daran, laut aufzulachen.

„Diese Frau," fuhr der König fort, ist die Gattin Flavios, Eures Feindes, Flavio ist noch jung und sie liebt ihn."

„So sei es denn, wie Eure Majestät befehlen," sprach der Herzog von Olivarez mit einer tiefen Verbeugung.

Im Innern seines Herzens aber triumphierte er, denn er hielt das Werk für unmöglich.

„So tretet Euern Rückweg an, gute Frau," nahm die Königin das Wort, indem sie der Gattin Flavios eine volle Goldbörse in die Hand drückte, „mögen alle Heiligen des Paradieses mit Euch sein! Wenn je diese Glocke erschallt, will ich bei derselben die Patenstelle übernehmen." —

Man löste sofort die Fesseln des Glockengießers und berichtete ihm, unter welcher Bedingung er begnadigt werden solle.

Flavio durfte von jetzt an den Turm der Kathedrale nicht verlassen, man erbaute ihm dort eine Werkstätte und nur seine Frau durfte ihn besuchen.

Schon am Abende des Tages, an welchem ihm dieses Urteil verkündet wurde, weihte Flavios Gattin den beiden Schutzheiligen der Kathedrale zwei Wachskerzen, dann stieg sie zu dem Turme hinan, blickte hinaus in die Weite und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Was bekümmert Dich so, Marianne?" fragte Flavio.

„Ich denke daran," entgegnete seine Gattin, daß uns beiden nichts anderes übrig bleibt, als uns von der Höhe dieses Turmes hinabzustürzen, denn sich an ein solches Werk zu wagen, heißt Gott den Herrn versuchen."

„Der Himmel wird mit mir sein, verzage nicht," antwortete Flavio, „ich werde nicht als ein Opfer des Olivarez fallen. Alles, was ich von Dir begehre, ist, aus diesem Buche zu beten und in demselben zu lesen, während ich arbeite, und mir abends, wenn ich von meinem Werke raste, fromme Lieder vorzusingen."

Flavio schritt sofort an die Arbeit. Er gebrauchte drei Monate, bis er das Riesenwerk vollendete. Es war keine gewöhnliche Glocke, die er schuf, es war eine Schicksalsglocke, sie sollte über sein Leben oder seinen Tod entscheiden.

Oftmals ließ der Glockenriese, wenn man ihn prüfte, aus seinem ehernen Munde den gewaltigen Schall vernehmen, derselbe aber tönte nur bis Illescas, das auf dem halben Wege nach Madrid liegt. Der Glockengießer aber verzweifelte nicht, sondern arbeitete Tag und Nacht fort.

Marianne begab sich oft nach Madrid, um dort auf den Schall der Glocke zu horchen, aber vergebens.

Endlich, eines Morgens, als Philipp der Vierte von einer Prozession zurückkehrte und zu Buen Retiro mit dem Herzoge von Olivarez dem fernen Geräusch horchte, vernahm er plötzlich einen weithin dröhnenden dumpfen Ton. Er erschrak und drückte den Arm seines Ministers. „Hört Ihr? Der Schall kommt von Toledo!" bemerkte er, zu Olivarez gewendet.

Der Herzog horchte hin: es war in der That die Wunderglocke Flavios, welche bis nach Madrid hin ihren Schicksalsklang vernehmen ließ.

Fast in demselben Augenblicke vernahm der Monarch hinter sich einen unterdrückten Freudenschrei. Er wandte sich um und erblickte Marianne, welche, bleich wie eine Leiche, kniete und den Hermelin seines Mantels küßte. „Wie, Frau, Ihr seid es? Seid Ihr zu Fuß von Toledo gekommen?" fragte Philipp.

„Ja, Sire," antwortete die Königin, welche herzugetreten war, „zu Fuß; morgen aber wird sie dahin in meinem Gefolge in einer meiner Hofequipagen zurückkehren; sie hat sicher nicht vergessen, daß ich ihr versprochen habe, bei jener Glocke Patenstelle zu vertreten."

Die Monarchin begab sich wirklich nach Toledo und die Glocke empfing von ihr selbst den Namen Isabella, da man aber späterhin der Meinung war, daß dieses Patenkind der Königin zu vielen Lärm mache, so nahm man ihr, auf den Antrag der Bewohner der Stadt, den Klopfer auf immerdar."



Professor Dr. Röntgen und seine Erfindung. Keine neuere Entdeckung auf photographischem Gebiete hat wohl, abgesehen von den wissenschaftlichen Fachkreisen, auch nur annähernd so viel Aufsehen in den breitesten Schichten des Publikums erregt, wie diejenige über die „Röntgen'schen Strahlen". Die Entstehung dieser anscheinend noch in den ersten Anfängen ihrer Entwicklung befindlichen Entdeckung, sowie der bisher erforschte Vorgang bei Hervorrufung eines Bildes vermittelst der neuen Strahlen, welche infolge ihres Durchdringens durch für das menschliche Auge absolut undurchsichtige Körper so enormes Aufsehen erregt haben, können wir infolge der zahlreichen Zeitungsberichte über die Erfindung selbst, sowie über die inzwischen in vielen wissenschaftlichen Vereinen gehaltenen Vorträge über die Sache als bekannt voraussetzen. — Von großem Interesse wird es jedoch für unsere Leser sein, eine Darstellung jenes höchst eigentümlichen Handbildes zu erhalten, wie man es beim Photographieren vermittelst der Röntgen-X-Strahlen erhält, weshalb wir vorstehende, in Anlehnung an eine solche Photographie entworfene Zeichnung unseren Lesern bieten. Hervorgerufen werden Bilder der Röntgen'schen Art vermittelst der von einem elektrischen Strome durchdrungenen fast luftleeren Geißler'schen Röhren, in denen von dem negativen Pol eine die Glaswand der Röhre zu hellem Aufleuchten bringende, auf ihrem Wege jedoch unsichtbare Strahlung den zu photographierenden Gegenstand trifft. Letzterer, ein Metallstück, ein menschlicher Körperteil oder dergleichen, zeichnet sich dann auf einer photographischen Platte in seinen Umrissen als Silhouette ab, insoweit er von den Strahlen nicht durchdrungen wird. Da fast alle Körper für die Röntgen'schen Strahlen durchlässig sind, so unterscheiden sich die mittels derselben aufgenommenen Photographieen wesentlich von den gewöhnlichen. Es erscheint nicht die Oberfläche der Körper photographiert, sondern alle in ihrem Innern befindlichen dichteren oder sonst für die Röntgen'schen Strahlen weniger durchlässigen Teile. So sieht man von dem

im vollkommen verschlossenen Etui photographierten Gewichtssatze deutlich jedes im Etui eingeschlossene Messinggewicht; eine Hand zeichnet sich unter den neuen Strahlen als Knochenskelett ab, wobei die Fleischteile nur angedeutet sind. Das Ueberraschendste dabei ist, daß die hölzerne Kassette, welche die photographische Platte enthält, nicht geöffnet zu werden braucht; man legt vielmehr, wie Professor Röntgen es gethan, die Hand einfach auf den Holzdeckel der Kassette, und nun durchdringen die neuen Strahlen Hand und Holzdeckel und zeichnen diejenigen Teile der Hand, welche für sie fast undurchlässig sind, und dies sind nur die Knochen, auf der photographischen Platte silhouettenhaft ab. Eine Skizze eines solchen, in nebelhaft verschwommener Skelettform sich darstellenden Handbildes bietet unsere Zeichnung. Ein Ring, der sich um einen der Finger befindet, wird, weil das Gold wesentlich undurchlässiger für die neuen Strahlen ist als die Knochen, in besonders dunklem Tone markiert, so daß er, da die Fleischteile des Fingers fast ganz fehlen, um den Fingerknochen frei zu schweben scheint. Um das Gesamtbild der Hand etwas deutlicher hervortreten zu lassen, sind die äußeren Konturen mit einer zusammenhängenden Linie gezogen. Wie weit sich die durch diese Art von Photographie neu entdeckte Methode, das Innere des menschlichen Körpers erkennbar zu machen, noch vervollkommnen lassen wird, können wir heute nicht einmal ahnen; vielleicht eröffnet sich hier noch ein weites Gebiet für die innere Behandlung, die Chirurgie (Aufsuchung von Kugeln im Körper, Erkennung von Knochenzersplitterungen) u. s. w. Die neuesten nach Röntgens Verfahren im physikalischen Kabinett des Elberfelder Gymnasiums hergestellten Platten zeigen ja schon, daß sich Versuchsanordnungen finden lassen, bei welchen auch dickere Körperteile als die menschliche Hand in photographisch wirksamer Weise durchstrahlt werden. Die Knochen der Mittelhand samt ihren Gelenkverbindungen an Hand und Unterarm erscheinen mit überraschender Schärfe. Weiter sind die Knochen des Unterarmes samt den Gelenken an der Handwurzel deutlich dargestelt. Auch hat der Experimentator es in der Hand, ob er Gewebsteile oder Knochen darstellen will. Jedenfalls bleibt kein Zweifel mehr, daß sich durch das neue Verfahren noch die weiteste Perspektive in wissenschaftlicher Hinsicht eröffnet und dasselbe sehr bald auch der ärztlichen Praxis dienstbar werden dürfte. — Wilhelm Konrad Röntgen ist am 27. März 1845 zu Lennep im Regierungsbezirk Düsseldorf geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums und Vollendung seines Universitätsstudiums erwarb er sich am 12. Juli 1869 an der Universität Zürich das Doktordiplom und am 22. Dezember wurde er Assistent am physikalischen Institut der Universität Würzburg. Dieselbe Stellung bekleidete er später in Straßburg, wo er sich am 11. Mai 1872 als Privatdocent habilitierte. Nach vorübergehender Lehrthätigkeit an der Akademie in Hohenheim wurde er 1876 als außerordentlicher Professor nach Straßburg, und drei Jahre später als ordentlicher Professor und Leiter des physikalischen Instituts nach Gießen berufen. Am 31. August 1888 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor und Direktor des physikalischen Instituts der Universität Würzburg als Nachfolger von Kohlrausch, und in dieser Stellung wirkt der Gelehrte noch heute.

Vexierbild.



Wo ist der Erlkönig?

Gotenzug.

Gebt Raum, ihr Völker, unsrem Schritt,
Wir sind die letzten Goten,
Wir führen keine Schätze mit,
Wir tragen einen Toten.

Mit Schild an Schild und Speer an Speer
Wir ziehn nach allen Winden,
Bis wir im fernen grauen Meer
Die Insel Thule finden.

Das soll der Treue Insel sein,
Dort gilt noch Eid und Ehre,
Dort senken wir den König ein
Im Sarg der Eichenspeere.

Wir kommen her, gebt Raum dem Schritt,
Aus Romas falschen Thoren,
Wir tragen nur den König mit,
Die Krone ging verloren.

Felix Dahn.

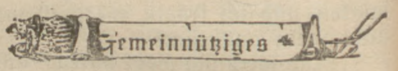


Auf der Studienreise. Maler: „So, wir können etwas ausruhen, ich werde einstweilen den Hintergrund malen." — Bäuerin (verschämt): „Ach, da muß ich mich wohl umdrehen!"

Kein ernstliches Hindernis. Geliebte (in einer Art von Verzweiflung): „Soll denn der Reichtum meines Vaters ein Hindernis für den Bund unserer Herzen bilden?" — Geliebter (im Heldentone): „Nein, teures Wesen, das soll er nicht; ich werde ihm schon ein Ende machen!"

Tapferkeit der Schweizer. Wenn sich die Schweizer einmal in den Sold einer fremden Nation begeben hatten, oder ein Bündnis mit derselben geschlossen wurde, sah man sie von jeher mit demselben Mut und der Erbitterung kämpfen, als schlügen sie sich für ihr eigenes Vaterland. Ein Schweizerregiment unter dem Befehl des Prinzen von Soubise hielt sich in der Schlacht von Roßbach noch standhaft, als die französische Armee schon in der größten Unordnung war. „Was giebt's denn dort," sagte Friedrich II. „für eine Mauer von roten Ziegeln, die nichts erschüttern kann?" St.

Die Periode der Empfindsamkeit. Wir lächeln jetzt über eine Zeit, die sich kennzeichnete durch ihre Empfindsamkeit, die in Thränen zerfloß, wo uns Menschen der Jetztzeit höchstens Rührung oder Wehmut oder — vielleicht nicht einmal das beschleicht. Was muß die Natur heutzutage nicht alles aufbieten, um uns einen Ausruf des Entzückens zu entlocken. Und wie einfach war die Anforderung, die jene Zeit an sie stellte! Eine grüne Wiese, besät mit bunten Blumen, umgeben von Gesträuch oder Bäumen, ein reifes Weizenfeld, darüber eine trillernde Lerche, ein silberheller, murmelnder Bach, der auf stille Gefilde herablächelnde Mond oder das Schlagen einer Nachtigall genügte jener Periode zu einer reinen und warmen Freude und zu thränenreicher Anbetung dessen, der dies alles geschaffen. Blies nun noch dazu ein Schäfer „einsam und vergnügt, vielleicht gar zärtlich" auf seiner Schwebelpfeife ein Stückchen, erhob sich gar der Ton der Flöte oder eines fernen Waldhorns, so war jedes empfindsame Herz übervoll von Entzücken und träumte, in einem zweiten Arkadien zu sein. Von einer solchen Scene ging kein fühlbarer Mensch hinweg, ohne Gelübde der Tugend und Freundschaft gethan zu haben. — Tugend und Freundschaft, sie spielten neben der Liebe damals eine große Rolle. Für die Freundschaft glühende Jünglinge tauschten Thränen, Küsse, Umarmungen aus, „Damon" schwur seiner „Nymphe", seiner „Schäferin" Treue bis über das Grab hinaus, die Tugend bildete das wiederkehrende Thema von unzähligen Gedichten, Ermahnungen und Erörterungen. Spotten wir aber nicht über jene Zeit! Sie besaß, was uns so häufig abgeht, — Zufriedenheit und Genügsamkeit! Wie oft befinden wir uns wohl in einer Stimmung, daß wir, wie eine junge Dame von Geburt, schreiben könnten: „Mein Gemüt befand sich in dem sanften, ruhigen Zustande, in welchem es nach nichts verlangt und alles das besitzt, was dasselbe braucht, um zufrieden zu sein." D.



Frühjahrsaussaat von Spinat. Diese muß, wenn man von den Pflanzen einen guten Ertrag haben will, so zeitig als möglich erfolgen. Bei spät gemachten Aussaaten können, der sich steigernden warmen Witterung halber, die Pflanzen sich nicht genug kräftigen, geben nur kleine Blätter und gehen auch schnell in Samen.

Ausdauernde Küchengewächse, wie Esdragon, Salbei, Sauerampfer, Schnittlauch, Thymian und Lavendel, werden verpflanzt, teils um sie zu vermehren, teils aber auch, um sie in frischen Boden zu bringen, wo sie wieder besser gedeihen als auf einem Standort, wo sie schon mehrere Jahre den Boden ausgenutzt haben.

Wie lange geben Spargelbeete gute Spargel? Viele Spargelbeetbesitzer haben die Neigung, schon im zweiten Jahre nach der Pflanzung an den Beeten herumzustochern, um wie sie sagen, die dicksten Pfeifen herauszustechen. Das ist aber falsch. Die Spargelstaude wird dadurch ungemein geschwächt und verliert durch diese unbedachte Störung des ganzen Wachstums, weil der Saft nicht zu Gunsten der Spargelstauden arbeiten kann, wohl fünf bis zehn Jahre an Ertragsdauer. Man steche nie den Spargel vor dem dritten Jahre und dann auch nur die dicksten Pfeifen. Vom vierten Jahre der Anlage an kann **regelmäßig gestochen werden; trotzdem ist es ganz gut, wenn man alle fünf Jahre einmal den größten Teil der Pfeifen durchgeht,** was zur Kräftigung des ganzen Beetes, wie auch zur leichteren Vertilgung des Spargelkäfers viel beiträgt, der seine Wohnung in dem Spargelstengel nimmt und sich von da in die Wände hineinfrißt. Durch Abschneiden des Krautes verhindert man das Eindringen des Käfers zur Krone des Spargels. Man kann annehmen, daß der Spargel bei guter Pflege wohl zwanzig Jahre gut ertragsfähig bleibt, dann aber nachläßt; darum ist es gut, nach Verlauf von achtzehn bis zwanzig Jahren wieder neue Beete anzulegen. [Schweizerischer Gartenbau.]

Logogriph.

Ich gab dir ein l, ein t,
Dazu ein r und a,
Zwei f dann auch und nur ein e,
Sowie ein o, ein K.
Nun mach' mir eine Speis' daraus,
Die nötig fast wie's Brot im Haus.

Julius Falk.

Homonym.

Ich werd' am Buch gefunden,
Ich heile manche Wunden,
Wer just mich hat gemacht,
Sich in das Fäustchen lacht.

Julius Falk.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus vor. Nummer:
des Logogriphs: Birn, Dirn, Firn, Hirn; — der Charade: Stockholm.

Schachlösungen:

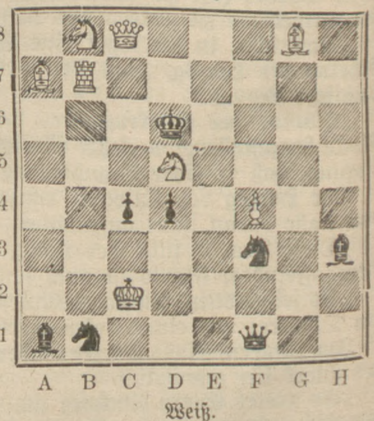
Nr. 124. L a 5—b 4. K e 5—d 4.
T c 6—d 6 † etc.

Nr. 125. T b 7—b 6. c 7—b 6:
L e 7—c 5. b 6—c 5:
T c 6—d 6 †

Problem Nr. 127.

Von Prof. Oeffner.

Schwarz.



Weiß.

Der Anziehende erzwingt Selbstmatt in 3 Zügen.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.